

Bunte Zeitung.

Marzipan und Pfefferkuchen, unter weihnachtliches Diebstahls- gebäch haben eine alterwürdige Geschichte, welche untrennbar ist von der des Tannenbaums und des Heiles überhaupt. Schon mehr als ein halbes Jahrtausend ist verflohen, seitdem sich unsere Vorfahren zum erstenmal an diesen heiligen Gewäch erzeu- hoben. Leberthun oder Leberthun nannten sie den heutigen Pfefferkuchen nach der Weitung, welche von frommer Seite an sie ergangen war, denn die neue, süße, würzige Erfindung stammte aus dem Mittelalter. Jüngeren Ursprungs ist das Marzipan, das gleichfalls bald eine wichtige Stelle unter den Weisheiten des Schriftstellers einnahm. Sein Name ist schwer zu deuten. In Arabien, einem alten Markt für vielen leuchtenden Edelsteinen des Weichhalses, erzählte man sich im Mittelalter über den Ursprung des Marzipans folgendes Märchen: Es war einmal ein böses Jahr, so daß alle Früchte verdorben und eine große Hungersnot entstand. Die Menschen mußten Gras essen, und wer einer Nuss habhaft werden konnte, zahlte gern dafür 3 Henne. Zur Erinnerung an diese trübe Zeit hatte man in der Folge, um darzutun, daß nun eine bessere gekommen sei, reich gewürzte Brötchen aus allerhand lederen Stoffen, welche man, weil das gewöhnlich aus Marzipan gemacht, „Mayer panem“ nannte. Inzwischen ist diese Sage wohl gewöhnlich geschaffen, nur um den fremdartigen Namen zu deuten. Wahrheitsliebender kommt er aus dem Syntentischen, wo panis natürlich keine Bedeutung als Brot beibehält und maza da wo viel wie Milchmehl ist.

Mayer und Meyer. Richter: „Für Name und Stand?“ Stud. Berkeo: „Berkeo, Carb. med.“ Richter: „Sie sind beschuldigt, den gegenüberwohnenden Rentner Karl Mayer durch Grimassen und sonstigen Unflätigkeiten gegergt zu haben. Aber all' dies hätte den Kläger nicht zu gerichtlichen Vorgehen bewegen, wenn Sie nicht Ihrem Hund den Namen „Mayer“ beigelegt hätten.“ Stud. Berkeo: „Allerdings heißt mein Hund so!“ Aber wollen Sie nicht die Wüte haben, mir einmal den Namen des Hündchens zu kundschaffen?“ Richter (nachdenklich): „M-a-y-e-r-e.“ Stud. Berkeo: „So! Mein Hund schreibt sich aber mit e—h!“

Kalkbrenner war obelig und hielt sehr auf die Beachtung seiner Arbeitsmatur. Ernst ging er mit einem Freunde spazieren und erging sich in Betrachtungen über das Alter seines Stammes: „Ja, mein Freund, ich habe Äyner, Äyner, sage ich Ihnen, die Barbarossa begleitet haben.“ — „Auf dem Klavier?“ fragte der Andere zerkürrt. (Deutsche Musik-Ztg.)

Ende einer Disfuffion. Wieder Freund, erlaube mir, dir zu sagen, daß du ein Feind bist.“ „Unterheben wir: Bin ich ein Feind, weil ich dein Freund bin, oder dein Freund, weil ich ein Feind bin?“

Frauenlist. Elsa (schmerzlich bewegt): „Paul, das thut weh! Ach weiß es, ich sehe es ja, daß Du mich nicht mehr liebst!“ Paul: „Weibchen! Soll ich dich noch deiner Liebe verdächtigen?“ Elsa (schützelnd): „Nein — nein, ich glaub' es nicht; ein Weib mit einem so alten Hut kann ja nicht lieben!“

Se nachdem. A.: Darüber kann man zweifelst Meinung sein, ob Vorkriegen moralisch oder unmoralisch sind.“ B.: Natür- lich — je nachdem man gewinnt oder verliert!“

Schreckliches Schicksal. „Wie geht's denn dem Stiefelbauer der nach Indien ausgewandert ist?“ D., der ihn ja längst todt! Er hat ihn das Schwimmbad verzehrt und später — ein Tiger!“

Literarische Plaudereien.

Von H. B.

Hilfgran. Novellen in Versen von Frida Schanz. Meleis und Leipzig, Verlag von Hoffmann und Klausen, 1892. Eine von den schönsten heidnischen Novellen, welche uns Frida Schanz' jünnstes Buch bietet, heißt: Das Christliche. Ein junger Arzt, der nicht von Weichnachtsübertragung und Weichnachtsglauben wissen will, erfährt auf dem Heimwege, daß sein Weib und sein Knabe schwer erkrankt seien und findet beide schon wieder genesen.

Das Wunder lebt, mit aller Hebermacht! Es triet die Menschheit vor dem Gotteskne, Und Engel hängen durch die heilige Nacht! O, müß dich nicht mehr, allzünftig zu denken! Denn wie gewaltig unter Stoffen lei, Gewaltigeres kann der Himmel denken! Nicht wahr, — nun feiern wir das Fest, — wir drei!

So heißt das junge Weib und, wir glauben es gern, der Mann ist für immer geheilt von seiner Weichnachtsigheorie.“ Das ganze Buch ist ein Christliches, Weib und Mann machen es in gleicher Weise dazu geeignet. Der Geist ist ein Geist des Lebens, wie er ja an Erden herrschen soll, ein Geist der Reini-

heit, ein Geist der Liebe. Und doch, wie tief liegt die Dichterz im Menschengeist, auch in der Kindesseele, welche für die meisten ein heidenmü verriegeltes Buch ist! Und welche Süße reizender Schalkhaftigkeit ist über diese Poesie ausgegossen! Und die Form? Leicht liegen die gereimten Strophen dahin und der Ton der Erzählung schmiegt sich bequem dem Gegenstande an, in allen Lagen, vom überzogenen Geklopfer bis zum Ausdruck schweremüthvollen Ernstes gleich wahr und echt. Köstlich ist gleich die erste Novelle, eine Gouvernamentgeschichte, aber nicht nach der bekannten Schablone. Die schöne junge Erzieherin erzählt den Kindern des vermittelten Schloßherrn, welche sie vergrößern, ein Märchen: Dem Ritter ist ein gutes Schloßgeheimnis unheimlich; endlich reist er mit Weib und Kind ab. „Ich geh' und lasse dir das Schloß.“ Aber der Geist begleitet ihn, nicht, wie jener Kobold, in einem Fasse sitzend, sondern als weiße Feder um den Wogen fliegend. Der Ritter verfährt sich mit dem unheimlichen Begleiter und kehrt in sein altes Heim zurück. Man opferte die amnütige Symbolik, aber der Verlauf der Erzählung verliert dadurch nicht an Reiz. Auch unter Schloßherrn trägt: „Ich lasse dir das Schloß.“ Aber ein goldenes Haar, welches er in einem Lieblingsbuche findet, zaubert die Gesengelt wieder vor seine Seele; sie verläßt ihn nicht und er kam heim in seiner Vater Schloß.

Vorbei vor Gram und Groll und Grauen Sie ward ein Weib, sein Glück. Es heißt, Daß sie gar teu zusammenhaben, Der Schloßherr und sein guter Geist.

Höchst eigenartig erfindet die „Die Rose.“ Ein reifer Mann erkennt, daß nicht der schöne Witzling, welcher eine Rose vom Sims geworfen hat, sondern die ältere, schon alternde Schwester, welche sie sorgsam wieder zusammenfügt, geschaffen ist, ihn glücklich zu machen. „Acerola“ (das Weibchen) ist eine römische Künftlergeschichte, bei deren Lesen man es glaubt, daß es in jenem glücklichen Leben nicht nur eine schmertzliche Schmachtd, sondern auch ein heiteres Vergnügen giebt. Die letzte Dichtung heißt „Copri.“ Frida Schanz hat hier so wunderbare Scenerien und Gestalten, und mit so wunderbaren Farben, daß sie, die Aniel der Motive“ auch denen vor die Seele zaubert, welche sie nie gesehen. Soviel von diesem köstlichen Weichnachtsbuche, das auch seiner Ausstattung nach des Weichnachtsbuches würdig ist.

Vörjeringe. Schauspiel von Friedrich Kober. Leipz. Verlag von Jul. Nebecker, 1891. Man kann nicht sagen, daß die Vörjeringe, welche dem Stücke den Namen gegeben haben, für die Handlung wesentlich sind. Charakteristisch ist diese aber allerdings für die Zeit der Vörjeringe, für die Zeit der ebr- und gewissenlosen, wilden und wüsten Spectakel, das heißt — lieber! — für die Gegenwart. Fast könnte es scheinen, als hätte Pola's „Weib“ den Dichter angeregt, jedenfalls aber hält er verständig Maß in der Berührung des Technischen. Die Handlung entspricht, was ihr feineswegs als Fehler angerechnet werden soll, einem bekannten Typus. Ein ehrlicher Kaufmann hat einen leidenschaftlichen Neffen, der ein achtbares Mädchen verführt und sitzen läßt und von seiner vermuthlich reichen Braut verstoßen wird. Gelber, die ihm zur Vericherung von Schiffen seines Heims anvertraut sind, auszuweichen. Natürlich scheitern die Schiffe. Natürlich macht der Schwiegerpater sofort Bankrott. Natürlich geht die junge Frau ihrem Manne durch und scheidet mit einem nichtsinnigen Jünglingsgeliebten nach Paris. Natürlich — das ist alles bühnenmässig — wird dieser die Geliebte hinaus, als der Kuppler ihn und seinen Schwiegerpater rühmt, daß er ihr dabei sogar die Fieber von Letze reist, ist des — Guten hoch wohl zu diel. Die Sündensgewone erweist als Piere das nächste Heirathsgeld und wirft sich dann zu Hause ins Wasser; ihr Vater scheidet sich todt. Als sich so das Laster erbrochen hat, setzt sich die Jugend zu Tisch. Alle braven Leute kommen zu Glück und Ehren und die süßen gelassene Marie bekommt den geheueren Neffen. Das Stück ist mit Bühnenkenntnis und in reiner Sprache geschrieben, wenn auch ohne einen Zug jener tiefen Sündenmännlichen Seelenkenntnis und ohne die Juvenalische Indignation, welche den Dichter von „Soboms Ende“ auszeichnet.

Die Sehung des Gymnasiums bei leichterer Mühe, Wahrung des klassischen, Erweiterung des neusprachlichen Unterrichts, zum Besten des Einzelnen, des Volkes, des Staates. Von Prof. Dr. S. B. u. d. h. Leipzig, 1891. Vd. Gettemig Nachf. Zum Glück entspricht der Inhalt der Schrift nicht der Länge des Titels. Die brauchbaren Vorschläge sind nicht neu, die neuen nicht brauchbar. Eine sehr gültige Meinung von dem — Naturität des Verfassers erweist sein Vorschlag, es solle an jedem großen Gymnasium fakultativer Unterricht in einer slavischen Sprache erteilt werden, damit die Polen und Tschechen nicht sagen könnten: Wir müssen Deutsch lernen und ihr keine slavische Sprache. Das würde die friedliche Stimmung Europas wesentlich heben.“

Druck und Verlag von Otto Hendel in Halle a. d. S.

Unterhaltungsblatt der Saale-Zeitung.

Nr. 300.

Halle a. d. S., Dienstag den 22. Dezember

1891.

Aus Nacht zum Licht.

Roman in zwei Bänden von Kadu. Haiht.

[9]

IV.

Während Albert Wunder sich heimlich vom Verlobungsfeste im Weidischer'schen Hause wegstahl, um Gerüchte anderer Art aufzujuchen, trat ein junger Mann seines Alters wie gebannt auf dem gegenüberliegenden Trottoir und starrte zu den Fenstern der hellerleuchteten Etage empor.

Bei dem letzten Lachen, das laut über die stille Friedrich- Wilhelmstraße hinwegtönte, suchte er schmerzlich zusammen. Er wollte sich losreißen und entfernte sich auch wirklich um mehrere Schritte, aber eine Gewalt, die härter zu sein schien als er, zog ihn immer wieder zurück. Nun schritt er mehrmals auf und nieder, immer den Kopf nach den Fenstern gerichtet, gleich dem Nachtfalter die Stelle umtreibend, wo das ihm Tod und Verderben bringende Licht brennt.

Wieder blieb er jetzt stehen. Lautes Rufen und Gläserklingen erscholl; er glaubte es deutlich zu vernehmen, man brachte die Gesundheit des Brautpaares aus. Als habe er einen schmerzhaften Stich empfangen, presste er die Hand aufs Herz.

„Verloren! Verloren!“ murmelte er, „der Stern des Anbens, die Hoffnung des Jünglings! Verloren, und an einen Unwürdigen! Fahr hin!“ fuhr er lebensschafflich fort. „Aber ich ertrag's nicht länger, hier unter den Fenstern zu stehen, wie ein überflüssiger Bettler, dem man die Thür gewiesen, fort von hier und fort aus einem Leben, das mir nichts mehr zu bieten hat!“

Er stürzte hinweg mit einer solchen Hast und solchem Ungestüm, daß die wenigen Wanderer, denen er in den stillen Thiergartenstraßen um diese Stunde begegnete, erschrocken zurückwichen, in der Meinung, einen flüchtigen Verbrecher oder einen Wahnsinnigen vor sich zu haben.

Ohne recht zu wissen, wie, erreichte er die Stadt, infinkt- mäßig schlug er den Weg durch die Leipziger- und Zerulacem- straße nach dem Hausvogteiplatz ein, wo sich das Hellmuth'sche Geschäftslotal und die daraufstehende Privatwohnung der Familie befand, denn der Verzweifelte war Willibald, der einzige Sohn Gottfried Hellmuth's.

Er öffnete mit dem Schlüssel, den er bei sich trug, die Hausthür und ging leise, um die Eltern nicht zu stören, nach seinem im Seitenflügel des alten vierstöckigen Gebäudes be- legenen Stübchen. Hier warf er sich im Dunkel auf einen Stuhl und versank in süßeren Trüben. Dann raffte er sich empor. „Es muß sein! Keine Schwäche!“ murmelte er ans Fenster tretend. „Alles still, alles dunkel, sie schlafen!“ Er jäherte die Lampe an, welche einen einsachen, aber traulichen Raum beleuchtete, einen Raum, dem man es ansah, daß Mutterangst darüber wachten, damit es dem geliebten Sohn nicht an einer der vielen Bequemlichkeiten gebräche, die so viel dazu beitragen, daß man sich in seinen vier Pfählen wohl fühle.

Willibald schloß einen Schrank auf, nahm aus einem Schließfach ein Kästchen und aus diesem einen Revolver, über den er wie liebtönd mit der Hand strich.

„So komm hervor, du Bringer bitterer Schmerzen,“ titirte er, „erweike mir deine Günst.“ Er hob die Waffe und ließ sie doch wieder sinken; noch einmal wandten sich seine Blicke dem dunklen Fenstern zu, hinter welchen die Eltern schliefen.

„Arme Mutter, armer Vater!“ flüsterte er. „Ich kam's auch nicht eriparen! Ach kam nicht! Aber ich will wenigstens nicht ohne Abschied von euch gehen. Ihr sollt erfahren, was mich in den Tod getrieben hat, sollt den Trost haben, daß es nichts Unehrenhaftes war, was euren Sohn bestimmte, seinem Leben freiwillig ein Ende zu machen.“

Er legte den Revolver hin, ging ein paar mal im Zimmer auf und ab und setzte sich dann an seinen Schreibtisch, um seinen Eltern einen kurzen, aber rührenden Abschiedsbrief zu schreiben, in welchem er ihnen bekannte, daß er Irma Weidischer seit den Tagen der Kindheit geliebt habe und ihren Verlust nicht überleben könne.

Er hatte seinen Brief soeben beendet, als er einen leisen Schritt im Korridor zu vernehmen glaubte. Er lauschte, hielt den Athem an und sah mäuschenstill.

Zeit klopfte es an seine Thür. Willibald rührte sich nicht. Das Klopfen wiederholte sich. Noch immer verhielt sich Willibald ganz still.

Nun aber rief es von draußen: „Willibald, mein Sohn! Hörst du mich nicht?“ in Tone einer so qualvollen Seelen- angst, daß der junge Mann doch nicht widerstehen konnte.

„Du bist es, Mutter!“ antwortete er.

„Mache auf, laß mich ein.“ bat Frau Hellmuth.

„Ich bin soeben im Begriffe, zu Bett zu gehen.“

„Ich muß mit dir sprechen.“

„Hat es denn nicht Zeit bis morgen?“

„Nein; öffne, ich habe keine Ruhe.“

Mit einem unterdrückten Seufzer brachte Willibald den Revolver beiseite und schob den Riegel von der Thür zurück, vergaß jedoch in seiner Aufregung, daß der soeben geschriebene Brief auf seinem Schreibtisch liegen geblieben war.

Frau Hellmuth trat ein. Mit einem Blicke sah sie, daß ihr Sohn noch im vollen Anguge war, sie sah seine verstörte und verlegene Miene, und ahnte sogleich, was er vorgehabt; eine unsagbare Angst durchzitterte ihre Brust, aber sie zeigte sich ganz ruhig. Die Mutterliebe gab der schwachen Frau eine wahre Heldenstärke, die Mutterliebe ließ ihr einfaehes Gemüth das Richtige finden, was geschehen mußte. Hier war kein Ver- ständigen und Schonen angezeigt, sondern das Beste, die Wunde zu berühren, die ihm heute geschlagen worden.

„Ich höre dich kommen,“ sagte sie, „denn ich lag schlaflos in meinem Bette; leise erbob ich mich nach einer Weile und sah durch die dein Fenster verhüllenden Vorhänge das Licht deiner Lampe schimmern, sah deinen Schatten ruhelos umher- irren und mich erfasste eine namenlose Angst. Ich schlich mich aus dem Zimmer, in welchem dein Vater schläft, kleidete mich geräuschlos an, und da bin ich. — Gott sei gepriesen, ich bin noch nicht zu spät gekommen,“ fügte sie tief aufathmend für sich selbst hinzu.

„Was hast du mir, liebe Mutter, weshalb quälst und ängstigst du dich?“ fragte Willibald und versuchte eine recht unbefangene Miene anzunehmen.

Die kleine, schwächliche Frau hob sich auf den Behen in die Höhe und legte ihre Hand auf den Kopf ihres sie um ein gutes Stück überragenden Sohnes, sein Gesicht zu dem ihrigen hinabbeugend. „Sieh mir ins Auge, Willibald, und dann versuche noch einmal zu behaupten, ich hätte keinen Grund zu Belorgnissen,“ sagte sie. „Die Verkettung war von jeder Seite schwächliche Seite, mein armer Junge, und am aller- wenigstens gelingt es dir, deine alte Mutter zu täuschen.“

„Aber Mutter, was meinst, was hast du mir?“ stammelte Willibald immer verlegener.

„Glaube dir, ich wisse nicht, daß heute Irma Weidischer's Verlobung gefeiert ist, und was das für dich heißt, mein lieber Sohn?“ unterbrach ihn Frau Hellmuth mit weicher Stimme.

„Mutter, du weißt!“ schrie er auf.

„Alles, alles, mein Kind, auch wo du heute abend marst,“ sagte sie, die Arme öffnend, und da war es mit der Fassung Willibald's vorbei. — Laut aufschreckend umklammerte er den Hals der kleinen Frau und suchte Trost und Mitleid um Mutterbrust. . . . Sie streichelte ihn und liebteste ihn, als



wäre er nicht der große, erwachsene Mensch, sondern der Knabe, der mit seinen kleinen Händen und Kümmermaßen sich zu ihr gesüßelt hätte.

„Sich dich aus.“ hat sie. „Was soll ich sagen, Mutter?“ entgegnete Willibald, anständig und tief bekehmt in das gute, salbenreiche Gesicht der alten Frau blickend.

„Wir wohnen nebeneinander,“ fuhr Willibald, dem es jetzt ein Bedürfnis schien, sich seinen Jugendtraum von Anfang bis zu Ende zu wiederholen.

„Doch nicht viel,“ wandte Frau Hellmuth ein, „Frau Wendischer und ich, wir passen nicht zusammen, es ging selbst damals schon viel vornehmer in dem Hause zu, als es sich für uns schickte, und später, als sie immer reicher wurden und hinaus nach dem Westen zogen, sind wir ganz auseinandergekommen.“

„Ich, aber ich nicht; ich bin bis in die letzte Zeit noch hingegangen, freilich.“

„Freilich luden sie dich nicht mehr zu ihren Gesellschaften ein, wie deine Bettern, die Söhne des Kommerzienrathes, vollendete, da Willibald fluchte, seine Mutter dem angefangenen Satz.

„Ich konnte nicht fortbleiben, ich war wie gebannt, Mutter,“ gefand der Sohn, „und ich hoffte noch immer.“

„Ermuthigte dich denn Irma?“

„Sie war lieb und gut gegen mich wie immer,“ sagte er.

„Amer Junge, schaltel du denn nicht, daß sie den Willibald liebt? Das Auge der Eiferjudt ist doch sonst scharf genug.“

„Ich konnt's ja nicht glauben, daß sie den rohen, ungehobelten Menschen wirklich lieb und hehrachten könne.“

„Er ist ein berühmter Künstler,“ erwiderte die Mutter einfach.

„Das ist's!“ seufzte Willibald, „ich hätte bedenken sollen, wie schwer das bei Irma und ihrer Mutter wiegt. Was bin ich dodegen — ein Krämer!“

„Willibald!“ sagte Frau Hellmuth mit mildem Vorwurf, „schmähe den ehrenvollen Stand deines Vaters nicht.“

„O Mutter!“ schlichste Willibald auf; „ich bin mehr als einmal versucht gewesen, es zu thun. Was anders ist es, was mich von Irma trennt, als dieser Beruf? Ihne mich zu rühmen, darf ich es sagen, ich bin nicht nur Theodor Groß, sondern manchmal anderen bei im Wendischer'schen Hause, als ebenbürtig verkehrenden Herrn überlegen an Kenntnissen wie an feiner Sitze; ich suche in nichts gegen meine Bettern Fritz und Ernst Hellmuth zurück, aber sie sind die Söhne des Kommerzienrathes und Fabrikbesizers; sie labet man ein, mich schließt man aus.“

„Wem machst du einen Vorwurf daraus? Doch nur den Leuten, die das thun.“

„Nein, Mutter, vergieb, vergieb, dem Vater!“

„Willibald!“

Er beachtete den Zwischenruf nicht, sondern fuhr: „Ihre Finger zwischen den feingeh presend, fort: „Ich wollte gern hindern, der Vater hat es nicht zugelassen.“

„Sollte er sein blühendes Gesicht in andere Hände kommen lassen?“

„Ich sah das selbst ein und habe mich gefügt, ja ich bin gern Kaufmann, aber mußten wir bei dem Detailhandel bleiben? Hätten wir das Geschäft vergrößert, wie ich dem Vater so oft vorschlug, hätten wir unsern Lebenszustand, sehr gerichtet, wie es das Vermögen, welches der Vater besitzt, sehr wohl erlaubt, so würden wir den solzen Verwandten auch imponirt haben, und es würde alles ganz anders gekommen sein. Aber auf alle Vorstellungen, die ich dem Vater machte, hatte er stets nur die eine Antwort: Wir bleiben im ruhigen Gleichgewicht, dann haben wir keinen Sturz zu fürchten!“

„Das ist ein Spruch der Weisheit, mein Sohn.“

Willibald suchte ungeduldig die Schultern. „Onkel Erich, Wunder und Wendischer, sie sind alle aus beschiedenen Verhältnissen hervorgegangen.“

„Und es ist ich noch nicht aller Tage Abend,“ erwiderte Frau Hellmuth, fügte aber sogleich, wie von einer Ermahnung ergriffen, hinzu: „Behüte mich Gott, daß ich etwas Böses dächte oder gar wünschte; doch lassen wir das, bleiben wir bei dir, mein Willibald. Sage, könnten dich wirklich noch dem Besitz eines Mädchens gelüsten, das dir um solcher äußeren Dinge willen den Vorzug gegeben hätte?“

„Diese äußeren Dinge gehören nur einmal zum Menschen, wie der Rahmen zum Bilde,“ verlegte Willibald bummf, „und dann, Mutter, ich liebe Irma! Die wahre Liebe tüstelt nicht und wägt nicht.“

„Doch, das sollte sie.“

„Nein, nein, sie liebt, nichts weiter. Ich frage nicht, ich grübele nicht; ich weiß nur, ich habe sie verloren und kann ihren Verlust nicht ertragen.“

(Fortf. folgt.)

Der Infleuzen.

Von Eba Freu (Lucy Ortel).

(Schluß.)

„Ich habe schon ein paar Mal bis spät in die Nacht hinein geizt,“ entgegnete sie lächelnd. „Das hat mit nicht geschadet, und doch mußte aus dem Schlafe damals noch viel weniger.“ Und darin hatte sie ja recht.

Aus Sines's Kammer trat Doktor May aber doch mit recht ernster Miene.

„Das Mädchen ist recht krank,“ sagte er leise, „ebenfalls weit mehr, als sonst irgend jemand hier im Hause. Es wäre gut, wenn sie aus dieser kalten Kammer entfernt werden könnte.“

„Sehr krank? Ach, ich dachte es wohl, sie sah so sonderbar aus!“ rief Käthe erschrocken. „Aber was soll ich thun? Sines's Kammer kann nicht beheizt werden. Es ist jetzt immer abends in der warmen Stube oder im Kinderzimmer. Die Fremdentude hat auch keinen Dfen.“

„Sie könnten sie in das Krankenhaus schaffen lassen.“

„Nein, nein,“ sagte Käthe schnell, „das würde sie fürchterlich aufregen, sie würde denken, es ginge mit ihr zu Ende. Sie ist auch ein treues Mädchen und soll in ihrer Noth nicht verlassen sein, denn ich würde sie es anrufen. Ich weiß es,“ fügte sie nach kurzen Sinnen hinzu, „ich bete sie in meinem Zimmer. Dort kann geholt werden.“

„Ich hole dann so lange nach der Fremdentude über. Ja, das geht, so ist es am besten.“

Und die nächste Thür öffnete, gewöhnte sie dem Arzt einen Einblick in ihr eigenes Zimmerchen, das so frisch, so schneeweiß und zierlich in der hellen Morgenfonne, die heute vom Himmel

schle, da lag, daß es für Sine's Köpse ein Gestir sehr mußte, hier krank zu liegen.

Es konnte sich ganz seines Opfers sein, dies Stüchden, das aus- als würde es gehalten wie ein kleines Heiligtum, zum Krankenzimmer für die Magd herzugeben, aber er sagte nichts darüber.

„Sehen Sie, hier liegt Sine gut, nicht wahr?“

„Sich gut.“

„Ja, will es ihr gleich sagen. Sie kann doch ohne Gefahr hinübergebracht werden.“

„Mit Vorzicht, ja.“

Sie trat in die Magdekkammer und zog die Thür hinter sich fest zu. Unlath weiter zu gehen, stand er still, hinüber gehend, was wohl gesprochen werden würde, vernahm aber nur Sines's laumende Stimme:

„Nein, Fräulein, Sie sind viel zu gut, Fräulein. Das kann ich ja gar nicht verlangen.“

„Ja, Sie haben es ja auch nicht verlangt, Sine,“ sagte Käthe gutmüthig.

„Nein, Fräulein, Sie sind viel zu gut, Fräulein. Das kann ich ja gar nicht verlangen.“

„Das wäre schlimmer, Sine,“ sagte Käthe halb lachend, „das müßte ja eine schreckliche Welt sein.“

„Fräulein,“ rief sich Sine noch einmal benehmen. Der Thürdrücker kam wieder zur Hand.

„Ja, Sine?“

„Fräulein, wenn ich man bloß nicht sterbe, denn will ich auch niemals wieder so mit das Gesicht herumblumen.“

„Schön, Sine, ich verlasse mich darauf,“ sagte Käthe und trat schleunig auf den Flu, wo sie dem wartenden Doktor ein so lachendes Gesicht zeigte, daß es die tief verdrieht Sine gewiß gestraunt haben würde, hätte sie es gesehen.

Gleich darauf ging er nachdenklich seines Weges.

Wie, sollte seine Mutter wirklich recht haben, sollte es in der That Mädchen geben, an denen alles echt war, innerlich und äußerlich? Und sollte er wirklich eines dieser vorzüglichen Weisen jeht gefunden haben? Und war dies Mädchen einzig in seiner Art, oder hatte nur ein netziges Gesicht ihn bisher stets mißvernehmliche Gewandte in den Weg geführt?

Nein, das war einerlei. Darauf kam es jetzt weniger an. Die Hauptfrage war, doch er mit vollem Bewußtsein anfang, sich in dieses Fräulein Käthe zu verlieben. Es war ja äußerlich nach einem zweimaligen Sehen, auch darüber war er sich völlig klar, aber zu ändern wünschte er an der Thatfache nichts.

Als er mittags nachhause kam, war er in so better angeregter Stimmung, irweden ein emübender Vorwärtig hinter ihm lag, daß seine Mutter sofort aufwachte, es müßte irgend etwas Besonderes geschehen sein und durch allerlei barmhose keine Miene den Grund einer so auffallenden Fröhlichkeit zu entdecken strebte, was ihr jedoch völlig mißlang.

Gleich nach Tisch wurde er zu einem neu Erkrankten gerufen. Er bemühte die günstige Gelegenheit, mit Zuhilfenahme eines Umwages noch einmal bei Käthe's vorzutreten — das Mädchen, die Sine, war ja nicht unbedenklich krank.

Fräulein Käthe, mit einer weißen Schürze angezogen, kam ihm mit einem Präsentirtret in den Händen entgegen, auf dem irgend etwas sehr lieblich darrte.

Natürlich war sie nicht wenig überrascht, ihn noch einmal vor sich zu sehen. Ob er vielleicht etwas Wichtiges heute früh zu sagen bergehen hätte? Und ob Papa, das? Wohl eben dürfte? Er hätte mit einmal solchen Appetit darauf bekommen.

Und dabei durstete die Spezien so verlockend, daß sich unmbglich annehmen ließ, sie könnten irgend einem Menschen schaden.

Er wäre nur gekommen, um zu fragen, wie es Sine nach der Umberatung ginge, sagte der Doktor, und als er hierauf beständige Antwort erhalten hätte, fand er trotz seines leichten Wundches, noch etwas länger zu bleiben, lieber keinen weiteren Vorwand hierfür und verabschiedete sich. Am Fuße der Hausthürstreppe wandte er sich noch einmal um. Saud sie nicht etwa am Fenster, um ihm nachzublicken? Nein, sie war an ihre Geschäftsgänge gegangen, sobald sich die Thür hinter ihm schloß. Schade!

„Allo, sochen kann sie auch,“ dachte er bei sich. „Es ließ sich ja freilich voraussehen nach allem Übrigen, aber es erhöhte sie doch noch um ein wenig in seinen Augen. Allerdings, der Wahrheit die Gure, es hätte sein Urtheil über sie kaum noch beeinflusst, wenn sie ihn plötzlich erklärt hätte, seine Spiegeleker bereiten zu können, gleich jenen Damen, deren er noch gestern so verächtlich Erwähnung gethan hatte. Er hätte es ihr einfach nicht geglaubt.“

In der ganzen Stadt konnte fieber keine infleuzenkrante Familie sich so sorgfältiger ärztlicher Behandlung rühmen wie Nath Wiefes. Zwei tägliche Besuche wurden in den nächsten vier Tagen für unentbehrlich nothwendig gehalten, jedoch man in der

Nachbarschaft bereits mit Theilnahme erkräftete, drei der Kinder würden wohl kaum mit dem Leben davonkommen. Und doch bestanden sich die Verhältnisse abwechselnd von Tag zu Tag.

Zweht konnte der Herr Nath, der zuletzt erkrankt war und sich auch für unheilbar eben gehalten hatte wie alle anderen aufzunehmenden, wieder aufzuheben, dann folgten nach und nach die anderen, anfangs wohl noch etwas schlotterig umher schwankend, aber doch bald einen Theil der verlorenen Kräfte wiedergewinnend, jedoch sie keiner besonderen Beachtung mehr bedurften.

„Sine,“ rief der Doktor am dritten Tage, als Fräulein Käthe anfang, etwas überdüchtig auszuweisen, durch einige Besuche eine unbedenkliche Zustelle auf, und um Sine beduht, noch einige Zeit recht aufmerksamer Pflege einer Pflege, die sie Fräulein Käthe mit so unerhörter Berechnung dankte, daß es an Ungeheuerliche grenzte.

Schließlich aber kam doch ein Tag, wo alles wieder im alten Geleise war und sich für Doktor May feinestel Vorwand zu ferneren ärztlichen Bemühungen bot.

„Gestern habe er erwähnt, daß er heute noch einmal vorbrechen und dann nicht mehr erkranken würde, und dies hatte einzig lebhaft Erwähnung im hohen Rath der Familie zur Folge gehabt.“

Die Mütter war der Ansicht, man müßte den jungen Mann, der in den Tagen der Noth so freudig zu ihnen gehalten hatte, jeht bitten, auch künftig ihr Arzt bleiben zu wollen, wogegen der Rath sich heftig auflehnte, da es seinen alten Freund, den Sanitätsrath, der sich bisher doch immer als hilfreich bewährt hätte, tödtlich beleidigen würde.

„Was meinst du dazu, Käthe?“ sagte die Mama endlich, denn Käthe hatte nach den Ereignissen der letzten Tage Sine's Stimme bei dieser Bemerkung wohl verdaut.

„Ich glaube, es ist besser, wenn er nicht wiederkommt,“ entgegnete Käthe leise, wobei sie ganz ohne Veranlassung so heftig erhörte, daß es durchaus nothwendig war, den Fingerhut fallen zu lassen und längere Zeit unter dem Tische nach ihm zu suchen.

„Ich möchte lieber vom Sanitätsrath besendet werden, wenn ich einmal krank werde,“ klang es dabei aus der dunklen Linerwelt heraus.

„Das begreife ich nicht. Mich dünkt doch, er ist ein sehr lebenswüthiger Arzt,“ meinte die Mama, ein bißchen geküßelt, mit ihrem blühend nicht durchdringenden, aber doch heucheligen Sahe ja nicht gleich entschieden zu werden. Das hat ja Zeit bis zur nächsten Krankheit.“

Und mit der hat es hoffentlich noch gute Weile, dachte Käthe etwas beruhigt. Nein, sie wünschte nicht, daß er wiederkommen möchte. Sie fürchtete, daß sie sich dann unheilbar „allerlei dummes Zeug in den Kopf setzen“ würde, ja, sie war nicht einmal sicher, ob dies dumme Zeug nicht etwa dort sich schon festgesetzt hätte. Und doch müßte sie ganz genau von ihren Freundinnen, daß er für Lomen überhaupt und für junge insbesondere nichts weniger als eine Vorliebe hegte, und sie nun gerade — sie wäre ja lange, lange nicht gut genug für ihn gewesen! Nein, es war viel besser, wenn er nicht wieder kam!

Das war getrennt gewesen; heute sah sie allein im Wohnzimmer. Nebenmann im Hause hatte sich wieder an seine gewohnte Beschäftigung gegeben, und Mama selbst sah eben an. Da öffnete sich die Thür, und Herr Dr. May trat ein.

„Die Patienten sind alle ausgeflogen,“ sagte sie, ihm entgegengehend.

„Ja, kam auch heute nicht der Patienten wegen, Fräulein Käthe, sondern um ganz etwas anderes.“ Es freut mich, daß Sie allein hier sind. Ich will es nur lieber gleich sagen, ehe uns jemand hört, obgleich es ungeschickt aussieht, io mit der Thür ins Haus zu fallen — aber ich wollte Sie fragen, ob Sie — ob ich — ich meine, ob Ihr Herr Papa — ich habe Sie io sehr bekommen in diesen Tagen, wollen Sie meine Frau werden?“

„Das war gewiß kein geistlicher Vertrauensbrot und eigentlich hatte der Doktor sich auch ganz anders ausdrücken wollen. Aber geistlich oder nicht, die Antwort war bedarrig, doch noch an denselben Abend ein großes allgemeines Freuden-Verlobungs-Gemeinschaft bei Nath Wiefes's geleitet wurde, ein Zeit, bei dem sogar ein Dofant auf Sine, die eigentliche Stifterin dieses Glücksausgebüht wurde, ein Zeit endlich, bei dem der Doktors alle Mutter in ihrer allerbesten Stunde erschien, io frohlockend vor Zurriedend, daß selbst das Brautpaar sie in dieser Beziehung nicht übertrat.

„Sichst du nun, mein lieber Junge, daß es doch noch nette Mädchen giebt?“ fragte sie, als sie spät an seinem Arm nachhause wanderte.

„Ja, Mutter, Käthe ist auch ein Unicum.“

„Sie alte Dame lächelte, aber er sah es nicht in der Dunkelheit. „Es wird auch werden nicht haben, wenn du an diesem Stande redt feilbalt, mein guter Nath.“